

# Graphologie und sittliche Wertung

Von URSULA AVÉ-LALLEMANT

Die Graphologie fragt nach dem Charakter des Menschen, der sich in der Handschrift ausdrückt. Ludwig Klages' bekanntes Werk, von dem die wissenschaftliche Graphologie ihren Ausgang nahm, heißt „Handschrift und Charakter“<sup>1</sup>. Was ist unter dem Charakter eines Menschen zu verstehen? Auf diese Frage geben Charakterkunde und allgemeiner Sprachgebrauch nicht ganz die gleichen Antworten. Wir sprechen von einem „Mann von Charakter“, von einem guten oder schlechten Charakter, wobei eine sittliche Wertung einbegriffen ist. Die Seelenkunde schließt eine solche Wertung gerade aus und fragt nur nach der individuellen Eigenart des Menschen. „Menschen, die im ethischen Sinne charakterlos sind, haben, seelenkundlich gesprochen, durchaus einen bestimmten Charakter“, sagt Lersch, der entsprechend, wie übrigens auch Klages, einen „ethischen“ und einen „seelenkundlichen Charakterbegriff“ unterscheidet<sup>2</sup>. Der Psychologie, der Charakterologie geht es nicht um ethische Wertungen, sondern um schlichte Feststellungen. Sie fragt als solche nicht ethisch, sondern anthropologisch. Es geht um den Menschen in seiner individuellen Eigenart. Charakter leitet sich ab von griechisch *charássein*: eingraben, einprägen. Das individuelle Selbst oder, wie wir auch sagen können, die individuelle Seele des Menschen<sup>3</sup> zeigt sich in einer bestimmten Prägung. Um diese Prägung geht es in der Charakterkunde, ihre Eigenart soll methodisch festgestellt werden, wie sie im gesamten Sein und Verhalten eines Menschen zum Ausdruck kommt. Auch in der Handschrift drückt sich der Charakter aus, und daß das so ist, macht Graphologie möglich.

In der Schreibspur kommt grundsätzlich zweierlei zum Ausdruck, das für die Graphologie von ganz verschiedenem Wert ist: einmal die seelische Verfassung oder der augenblickliche Zustand, in dem sich der Schreibende befindet – die Schrift des freudig Erregten erscheint beschwingt, die des Zornigen zeigt sich in verstärktem Druck und ausfahrenden Bewegungen –, und zum andern der Charakter des betreffenden Menschen, in dem sein ganzes „Wesen“ mit eingeht. Die Graphologie interessiert sich lediglich für das zweite; was von der augenblicklichen seelischen Verfassung in das Schriftbild mit eingeht, muß „abgehoben“ werden von den eigentlich interessierenden charakterologischen Merkmalen; dies bietet dem Graphologen keine große Schwierigkeit. Die Charaktereigenschaften scheinen ohne weiteres hindurch. Die Seele des Menschen äußert sich in ihrer individuellen Prägung. Was aber zeigt sich hier im einzelnen? Was überhaupt hat die Seele des Schreibenden, wie sie hier und jetzt in

<sup>1</sup> 1. Auflage Leipzig 1917; im Folgenden wird zitiert nach der 23. Auflage, Bonn 1949.

<sup>2</sup> Vgl. Philipp Lersch, „Aufbau der Person“, 6. Auflage, München 1954, S. 40 und Ludwig Klages, „Grundlagen der Charakterkunde“, 11. Auflage, Bonn 1951, S. 1 f.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu Hedwig Conrad-Martius, „Die menschliche Seele“, in: Eckart, Berlin, März 1958, und „Bios und Psyche“, Hamburg 1949, 2. Vortragsfolge.

der Handschrift zu Ausdruck kommt, zu dem geprägt, was sie (im Unterschied zu allen anderen Menschenseelen) charakterisiert?

Der Mensch erscheint schon bei seiner Geburt als ein individuell geprägter. Er ist er selbst, er hat „das Sein eines einmaligen, unvertauschbaren und unwiederholbaren Einzelwesens, herkommend aus und verankert in einem metaphysischen Untergrund“ (Lersch)<sup>4</sup>. Er ist geprägt auch durch die mitbekommenen Erbanlagen. Das Insgesamt des „von Anfang an“ Vorhandenen können wir unter den Begriff der Anlagen zusammenfassen. Überdies ist aber die Seele durch das gesamte jeweils bisher gelebte eigene Leben mitgeprägt. Eine solche Prägung findet statt durch die Einflüsse der Umwelt und Mitwelt vom ersten Tage des Lebens an. Endlich aber ist der Mensch nicht zuletzt sein eigener Herr. Er nimmt immer mehr sein eigenes Leben in eigene Regie und Verantwortung; bei einer bestimmten Altersgrenze wird er für „mündig“ erklärt und hat seine Haltungen und Handlungen nun auch juristisch voll zu verantworten und gegebenenfalls zu büßen. Auch durch Selbstentscheidung wird die Seele eines Menschen charakteristisch geprägt! Das wird in der Darstellung der theoretischen Charakterologie zumeist übersehen. Hier hat der „ethische Charakterbegriff“ seine relative Berechtigung.

Es geht jedoch zunächst gar nicht um eine „ethische Wertung“ im Sinne einer Ablehnung oder Billigung, sondern es geht um eine einfache Herausstellung dessen, was sich, in unserem Falle im Schriftbild, v o r f i n d e t. Es geht um die Feststellung dessen, wie ein Mensch sich zeigt, wie er i s t. Es geht also durchaus um eine anthropologische Fragestellung, wie es für die Seelenkunde nicht anders sein kann. Aber in den Charakter gehen – das ist einfach ein empirischer Befund – auch „sittliche Haltungen“ mit ein, geht mit ein, was man im Mittelalter „Tugenden“ nannte. Sie eliminieren hieße, den charakterologischen Befund unvollständig zu erfassen. Die Worte „Sittlichkeit“ und „Tugend“ werden heute in ihrem wahren Sinn kaum noch verstanden. Damit ist zugleich das Gemeinte aus unserem Blickfeld verschwunden. Um wieder davon reden zu können, bleibt nichts übrig, als den wahren Sinn dieser unentbehrlichen Begriffe wieder herauszustellen, sie zu „rehabilitieren“ (Scheler), damit auf das Gemeinte wieder hingewiesen werden kann<sup>5</sup>.

<sup>4</sup> Philipp Lersch, a.a.O., S. 572.

<sup>5</sup> Vgl. hierzu die kleinen Bücher über die Tugenden von Josef Pieper. – Bezeichnend für die Inflation, die die Worte „Tugend“ und „Sittlichkeit“ erfahren haben, ist ein Vorfall, den Werner Broß in seinem Buch „Gespräche mit Göring“ erzählt: Im Nürnberger Prozeß sollte Göring von der Verteidigung u. a. die Frage vorgelegt werden: „Sie haben in Ihrem Verhör, so lautet sie etwa, behauptet, daß die Mehrzahl der alten SA-Leute aus anständigen Kerlen bestand. Haben Sie in diesem Zusammenhang unter dem Wort »anständig« sittliche Anständigkeit verstanden? ‚Nein, so eine Frage!‘ stieß Göring mühsam prustend hervor, ‚das soll man mich nur fragen! – Ach, diese braven sittlichen SA-Knaben! Nein, alles was recht ist, – aber diese Frage soll man doch besser unterlassen!‘“ (S. 139 f.). In der Umgangssprache finden wir kaum andere Ableitungen als Sittenpolizei, Sittlichkeitsdelikt, Sittlichkeitsverbrecher. Nicht besser steht es mit dem Worte Tugend. Jeder Vater wäre gekränkt, wollte man seinem Kinde „mehr Tugend als Begabung“ zusprechen, obgleich doch hier eine hohe charakterliche Leistung ausgedrückt würde. Während der Begriff „Sittlichkeit“ heute mehr auf das Gebiet des Sexuellen beschränkt ist, ist „Tu-

Was bedeutet das Gesagte für die Graphologie? Wenn wir das, was wir als „sittliche Haltungen“ oder „Tugenden“ (im mittelalterlichen Sinne) bezeichnen, mit zum Charakter rechnen müssen, zeigt sich dies dann auch in der Handschrift und gegebenenfalls wie? Ehe auf diese Frage selber eingegangen werden kann, muß einiges über die graphologische Deutung und die heutige Situation der Graphologie gesagt werden.

Es geht dem Graphologen darum, aus der ihm vorliegenden Handschrift die individuelle Eigenart des Schreibers zu erkennen. Wir finden bei der Schriftanalyse eine Fülle von Eigenschaften. Von ihnen können wir mehr oder weniger zurückschließen auf die zugrundeliegenden *Anlagen*. Was steckt in dem Menschen an Möglichkeiten, was ist aus ihm „herauszuholen“? Andererseits: was kann man ihm zumuten, ohne seine Begabungen zu überfordern? Was bringt er mit? Die Wichtigkeit dieser Frage für eine beratende Graphologie (die es noch nicht gibt) liegt auf der Hand. — Wir können die Anlagen nur so weit erfassen, als sie aktualisiert sind. Wir sehen sie sozusagen nicht als solche selber. Das bringt für die Deutung seine spezielle Problematik mit sich. Beispielsweise deutet eine Handschrift auf gute Vitalität: der Strich ist straff und gespannt, der Ausgriff kraftvoll und durchhaltend. Vor einem Jahr zeigte sich das Schriftbild ganz anders: der Schreiber, jetzt schulentlassen, erholt, entspannt und im Besitz seiner vollen Kräfte, schrieb damals im „Endspurt“ vor dem Abitur müde, nervös, schlaff, mit häufigen unmotivierten Unterbrechungen und Einbesserungen. Damals hätte der Schluß auf eine andere „Anlage“ nahegelegen. Die Anlagen eines Menschen selber bleiben aber als solche unverändert die gleichen. Sie zeigen sich manchmal nicht im Schriftbild; wenn sie aber auch nur einmal im Verlauf einer Schriftfolge zu Tage treten, so genügt es, um sie dem Schreiber ein für allemal zuzuschreiben.

Im Unterschied zu den Anlagen sind die „*Eigenschaften*“ direkt aus den Merkmalen der Schrift zu ersehen. Gehören zu solchen Eigenschaften nun auch sittliche Wertungen wie Wahrhaftigkeitssinn oder Unaufrichtigkeit usw.? Klages und nach ihm alle Graphologen, soweit allgemein bekannt, zählen sie „unter anderen“ auf. Wie nun geht die Deutung vor sich; wie komme ich zu der Entscheidung, ob aus einer Handschrift Wahrhaftigkeitssinn oder Unaufrichtigkeit zu ersehen ist?

Ludwig Klages hat seine bekannten doppeldeutigen Merkmaltabellen aufgestellt, von denen wiederum je zwei einander polar zugeordnet sind. Mit diesem System hat er die wissenschaftliche Graphologie begründet. Ob dieser ganze Komplex und die Zusammengehörigkeit seiner einzelnen Bestandteile von der

---

gend“ der Inbegriff des Lächerlichen geworden. Man braucht dazu nur Wilhelm Busch zu lesen. Guardini sagte einmal in einer Vorlesung, wer in einer Gesellschaft die Lacher auf seiner Seite haben wolle, brauche nur seinem Gegner Tugend zuzusprechen. Entsprechendes gilt auch von der Verwendung des Begriffs Moral. Ein Beispiel von vielen: „Die erfolgreiche Fahrt des Unterseeboots ‚Nautilus‘ unter dem Nordpol hinweg hat den Westen mit Gefühlen des Stolzes und der Erleichterung erfüllt. Die moralische Schluppe, die das amerikanische Volk in seinen Augen mit dem Erscheinen der ‚Sputniks‘ erlitten hatte, ist ausgelöscht.“ („Die Welt“, 12. 8. 1958. Sperrung von mir.)

heutigen Klages-Interpretation konzipiert wird, muß bezweifelt werden, denn es findet sich in der heutigen graphologischen Literatur nicht eine Weiterführung der (offensichtlichen) ursprünglichen Gesamtintention, die Klages allerdings selbst nicht konsequent durchführt. Entweder werden die doppeldeutigen Merkmalstabellen übernommen, der Gedanke der polaren Zusammengehörigkeit aber fallen gelassen, oder der Gegensatzgedanke wird formal übernommen, aber die Autoren zwingen wahllos alles in dieses Schema hinein, was an charakterologischen Begriffen überhaupt nur vorkommt (Baur und Mann, Daim).

Was von fast allen Graphologen übernommen wird, sind die doppeldeutigen Merkmalstabellen. Zu jeder allgemeinen Eigenschaft „gehört“ ihr negatives Extrem, das sich im formal gleichen Schriftmerkmal (Rechtsschrägheit, Girlanden- und Arkadenbindung, Weite oder Enge der Schrift usw. usw.) ausdrückt; entsprechend kann jedes Schriftmerkmal entweder positiv oder negativ gedeutet werden<sup>6</sup>. (Das ist eine alte charakterologische Erkenntnis, die Klages hier in sein System eingebaut hat.) Wenn wir aber in der Schrift lediglich das Merkmal sehen, wo liegt dann das Kriterium dafür, ob es jeweils positiv oder negativ zu deuten ist? Nach Klages gibt das „Formniveau“ der Schrift den Ausschlag, das intuitiv erfaßt werden muß. Dies wäre zunächst eine reine Erfahrungstatsache: wo sich in einer Schrift hohes Formniveau findet, da sind alle Einzelmerkmale eben positiv zu deuten. (Fast alle anderen Graphologen haben denn auch etwas Entsprechendes.) Was aber liegt dem Formniveau, das ja zunächst ein Begriff ist, der sich auf die Schrift bezieht und damit auf der gleichen Ebene liegt wie die Merkmale selber, an Charakterbeschaffenheit zugrunde? Worauf deutet hohes Formniveau? Was macht es aus, daß hier alle Eigenschaften zum Positiven tendieren; was fehlt, wenn das Formniveau niedrig ist und die Schriftmerkmale auf entsprechend negative Eigenschaften deuten?

Formniveau bedeutet bei Klages „Lebensfülle“ — ein außerordentlich vieldeutiger und schillernder Begriff. Es ist zweifellos so, daß nur dies allein es Klages ermöglicht, seine „privatmetaphysischen“ Theorien mit der Empirie zusammenzubringen. Wie ist denn „Lebensfülle“ und damit hohes Formniveau zu werten? Biologisch, wie Klages und seine Schule es will? Dann faßt Klages in der Praxis zu viel darunter. Oder steckt darin eine sittliche Wertung? Klages gibt darauf eine deutliche Antwort: „Endlich und vor allem gibt es b i o l o g i s c h e Maßstäbe oder kürzer L e b e n s w e r t e, und diese und nur sie sind fürder gemeint, so oft wir von positiven und negativen Eigenschaften sprechen“<sup>7</sup>. Offensichtlich ist aber doch eine sittliche Wertung im Klages'schen Formniveau mit enthalten, sie wird nur von Klages der biologischen Wertung subsummiert, um die entsprechenden Erfahrungstatsachen seiner Theorie anzupassen. Wollte Klages wirklich nur biologisch werten, so müßte er sein Kriterium enger fassen.

Tatsächlich steckt nun in seinem Formniveau eine starke biologische Kom-

<sup>6</sup> Diese Wertung ist keineswegs sittlich, sondern (wie auch Klages betont) zunächst ausschließlich biologisch zu verstehen. Vgl. den folgenden Text!

ponente: der sog. Rhythmus, von dem auch Klages selber immer wieder spricht. Dessen Bedeutung läßt sich klar angeben, wenn man sie auch in der graphologischen Literatur keineswegs allgemein so bezeichnet findet: Rhythmus ist ein Ausdrucksphänomen selbsthaften<sup>8</sup> Lebens und ungestörter Rhythmus bedeutet biologisch-seelisches Intaktsein. Man muß in bezug auf den Rhythmus zwei Dimensionen unterscheiden: er kann verschieden stark sein – das ist offensichtlich anlagebedingt, er entspricht der Stärke der „Substanz“ der Person –, und er kann intakt oder gestört sein. Auf das letztere kommt es mir in unserem Zusammenhang an: ein intakter Rhythmus bringt positiv zu deutende Merkmale mit sich, ein gestörter negativ zu deutende. Natürlich ist „starker Rhythmus“, d. h. Rhythmus psychisch stark angelegter Naturen, schwerer störbar. Insofern hat die biozentrisch orientierte Graphologie nicht Unrecht, den „Wert“ und das Kriterium für die Merkmale in der Rhythmusstärke anzusetzen; Klages drückt es so aus, daß das „Blut“ beteiligt sei („Graphologie“ S. 61). Es darf aber nicht übersehen werden, daß das Kriterium für polar zugeordnete Eigenschaften die Intaktheit, die Ungestörtheit des Rhythmus ist, des „starken“ wie des „schwachen“. Dies führt jedoch zu einer weiteren Überlegung: Ist Rhythmus Ausdruck selbsthaften Lebens, so ist grundsätzlich jedem Menschen sein individueller Rhythmus eigen, der wiederum intakt oder gestört sein kann. Kann jeder Mensch intakten Rhythmus erreichen? Abgesehen vielleicht von den angeborenen Psychopathen möchte ich diese Frage grundsätzlich bejahen. Es ist eine Frage der „Anpassung“, nicht der Anpassung des Einzelnen an seine Umwelt, sondern der „Umwelt“ an den Einzelnen und an seine Kräfte und Möglichkeiten. Eine solche schafft sich ein Mensch instinktiv oder vernunftsmäßig, sobald es die äußeren Umstände erlauben. Allerdings kommt hier häufig die große Frage des Selbstgefühls ins Spiel, das viele Menschen gerade umgekehrt eine inadäquate Umwelt suchen läßt. Hier liegt eine Aufgabe der beratenden Graphologie: Menschen mit gestörtem Rhythmus Ratschläge zu geben für die Gestaltung ihrer Lebensumstände – eine Aufgabe, die die Graphologie zu den Intentionen der Psychotherapie und Psychohygiene in Beziehung bringt, auch der Psychagogik und Pädagogik. Diese Aufgabe ist erst zu lösen, wenn die Bedeutung des „erreichbaren“ Rhythmus erkannt und die Graphologie dies entsprechend berücksichtigt.

Im Rhythmus fanden wir also, was Klages mit dem Formniveau intendierte: ein exaktes Kriterium für die Bewertung von Einzelmerkmalen. Was Rhythmus bedeutet, ließe sich klar angeben und ist Jedem im Mitvollzug zugänglich, während bei der Bewertung des Formniveaus immer ein intuitives Moment mitspielt. Darüber hinaus aber steht der Rhythmus in gesetzmäßigem Zusammenhang mit der Polarität, wodurch sich erst das graphologische System Klages' zu einem Ganzen zusammenschließt<sup>9</sup>. Diesem Gesetz unterliegen alle Eigen-

<sup>7</sup> Ludwig Klages, „Graphologie“, 1932, S. 61 (Sperrungen vom Autor).

<sup>8</sup> „Selbsthaft“ ist hier im Sinne von Conrad-Martius gebraucht als „seelischem“ Leben zugehörig (vgl. die angeführten Arbeiten).

<sup>9</sup> Vgl. hierzu meine demnächst erscheinende Arbeit „Das graphologische System Ludwig Klages' in neuer Sicht“.

schaften, für die der Rhythmus Kriterium ist. Ein Beispiel: Jeder Mensch ist anlagemäßig mehr oder weniger anregbar. Diese Anlage prägt seinen Typus. Er ist aber überdies gemäß seiner Intaktheit immer auch in gewissem Maße beschaulich, gelassen, in sich ruhend. Ist sein Gleichgewicht gestört, so wird seine „Anregbarkeit“ zur Störbarkeit, im entgegengesetzten Fall seine Beschaulichkeit zur Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit. Graphisches Merkmal ist ungestörter oder gestörter Rhythmus. In einem biologisch (nicht unbedingt physisch) intakten, vitalseelisch im Gleichgewicht befindlichen Lebewesen (also mit intaktem Rhythmus) halten sich die gegensätzlichen Eigenschaften die Waage, wobei der betonte, den Typus prägende Pol dann vornehmlich auf die eine oder die andere zweier polar einander gehöriger Merkmalstabellen weist. Solange das Gleichgewicht gewahrt ist, ist in jeder Eigenschaft ein Anteil der gegensätzlichen mit enthalten. Verschwindet dieser Anteil, dann fällt die Eigenschaft in ihr eigenes negatives Extrem. Hier zeigt sich der Grund, weshalb Rhythmus Kriterium für die Bewertung der Merkmale sein kann: Rhythmus deutet auf vitalseelisches Intaktsein, dieses setzt Koexistenz der polaren Eigenschaften voraus, die dann positiv erscheinen. Löst sich diese Koexistenz, so ist das Gleichgewicht gestört (und damit auch sein Ausdruck, der Rhythmus in der Handschrift); die Eigenschaften sind in ihr eigenes Extrem gewendet und dieses erscheint negativ. Die Merkmale bleiben zwar formal die gleichen, aber auch sie werden natürlich im einzelnen vom Rhythmus geprägt, der sich nur im Gesamtbild der Schrift einprägsamer feststellen läßt.

Hat Klages diese Zusammenhänge gesehen? Es lassen sich immer wieder Stellen in seinen Werken finden, die dafür zu sprechen scheinen. Andererseits führt er aber das Ganze nirgends folgerichtig durch, so daß sich letztlich kaum entscheiden läßt, wie weit er wirklich darauf abzielte. Fest steht jedoch, daß sich diese Zusammenhänge ergeben, wenn man der Sache, die Klages begonnen hat, wirklich auf den Grund geht. Hätte er seine augenscheinliche Intention durchgeführt, so hätte sich in folgerichtiger Weise das skizzierte „Rhythmus-System“ ergeben. Dieses System ist in sich richtig und klar. Aber es gibt bei seiner Anwendung keine erschöpfende Auskunft über den in der Handschrift erscheinenden Charakter. Es hebt nur einen Teil heraus: das, was an rein biologisch wertbarer Komponente in die Handschrift eingeht. In der Handschrift findet sich jedoch mehr als dies vor. Der Mensch ist ja auch nicht nur ein biologisches Wesen. Die Handschrift ist nicht rein biologisch, sondern anthropologisch zu werten. Die Gleichsetzung von beidem bedeutet Biologismus. Diesem ist Klages in weitestem Maße erlegen. Er hatte daher keinen Blick für das spezifisch andere einer „Tugend“, einer „sittlichen Haltung“ – ja, er hat sie als solche nicht klar gesehen. Unter dem Begriff der „Tugend“ faßt er alle Eigenschaften, die ihm positiv erscheinen, wie Begeisterung, Sachlichkeit, Rührigkeit, Leichtblütigkeit (!)<sup>10</sup>. Allen spricht er eine „Vorzugsschwäche“ zu, womit er das „negative Extrem“ meint, das sich im polaren Verhältnis ergibt. „Sittliche Haltungen“ gehen ein in seine „ethischen Triebfedern“, die – als eine Art von

<sup>10</sup> „Handschrift und Charakter“, a.a.O., S. 61.

Egoismus unter anderen – „das Böse“ durch quantitatives Überwiegen verdrängen. Somit ist aber „ethische Vernunft“ (und Sittlichkeit) ein vitaler Trieb: der Trieb „besser zu sein“ (der Moralist!)<sup>11</sup>. Klages kennt bekanntlich außer dem Biologischen (dem „Leben“) nur noch „den Geist“, womit er aber ein verselbständigtes, rein in sich stehendes, gegen jedes „Leben“ gerichtetes „äußeres“ Prinzip meint. Was Klages hier im Blick hat, sind die verselbständigten formal-geistigen Prinzipien Erkennen (Denken) und Wollen (Steuern). Den eigentlichen „Geist“ des Menschen, den „schauenden“, „gestaltenden“, „wert-erlebenden“ Geist – ich nenne ihn den *personalseelischen* Bereich des Menschen –, hat Klages in seinem anthropologischen Grundschema (Stammbegriffe) fälschlicherweise biologistisch mit dem *vitalseelischen* Bereich (Empfinden und Triebantrieb) zusammengestellt. Er stellt beide Bereiche zusammen als „Seele“ mit dem gemeinsamen Kriterium „Rhythmus“ dem „Widersacher Geist“ (Denken und Wollen) gegenüber, der für ihn durch eine Kluft von der „Seele“ getrennt ist. Richtig an seiner Konzeption ist, daß Denken und Wollen wirklich ohne Tangierung des Seelischen verlaufen können und somit unter Umständen zu einer Versandung des personalseelischen Bereiches führen können, der die eigentliche Tiefe des Menschen ausmacht<sup>12</sup>.

Biologisch wertbar und somit in der Methode, wie sie oben herausgestellt wurde, erfassbar wäre etwa die Irritierbarkeit eines Menschen. Nehmen wir an, er ist überlastet, er ist psychisch „aus dem Gleichgewicht gekommen“; er ist überfordert, er lügt aus Schwäche. Wir sehen aus dem gestörten Rhythmus der Schrift und etwa aus der labilen Fadenbindung die Irritierbarkeit. Ein begabter Graphologe sieht auch die Unaufrichtigkeit. Aber diese erfäßt er nicht nach der Klages'schen Methode, sondern intuitiv. Denn der Irritierbare ist nicht eo ipso schon unaufrichtig; er kann genau so gut auch bei stärkster seelischer Überlastung aufrichtig sein! Ebenso wie ein seelisch Unbelasteter unaufrichtig sein kann. Methodisch aber wäre nur zu erfassen, was zwangsläufig sich aus einem positiven Wert eines Merkmals ergibt, wenn das vitalseelische Gleichgewicht des Menschen und somit der Rhythmus seiner Handschrift gestört ist. Um dieses offensichtliche „Manko“ der Methode zu beheben, springt das „Formniveau“ ein. Wir können es nur intuitiv erfassen. Wir sehen es der Schrift des irritierbaren oder vitalseelisch gestörten Schreibers aber auch intuitiv an, wenn er unaufrichtig ist; dies drückt das Formniveau auf eine niedere Note herab, wir setzen etwa die Stufe 4 an (von 5 von Klages vorgesehenen). Dem niederen Formniveau gemäß müssen wir nun die Deutung in der negativen Spalte der Tabelle suchen; in dieser finden wir – und glauben nun, methodisch zu deuten! – die „Charaktereigenschaft“ Verschlagenheit. Ein *circulus vitiosus*,

<sup>11</sup> Vgl. die Triebfedertabelle im Anhang zu den „Grundlagen der Charakterkunde“ (11. Aufl. Bonn 1951) und a.a.O., S. 173. Sehr aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang Klages' „Brief über Ethik“ von 1918 (in „Mensch und Erde“, Jena 1933), der in dem Satz gipfelt: „Der Lebensforscher sieht im Sittlichkeitsphänomen nur eines: den geistigen Ausdruck schlechten Blutes.“ (S. 127)

<sup>12</sup> S. Anm. 9.

der, wenn nicht als solcher erkannt, das beruhigende Gefühl gibt, die Unaufrichtigkeit „bewiesen“ zu haben. Die Frage, ob Klages innerhalb seiner Methode die Möglichkeit gibt, sittliche Werte und Unwerte aus der Handschrift zu erfassen, muß mit Nein beantwortet werden. Sittliche Wertungen gehören nicht in den methodisch faßbaren Komplex des Klages'schen Systems.

Sowohl in der alten, vorwissenschaftlichen Handschriftdeutung wie auch in der neueren Graphologie gibt es nun sogenannte „Unaufrichtigkeitszeichen“, während es für das positive Gegenstück (nicht mit Gegensatz zu verwechseln), also die Wahrhaftigkeit, kein feststehendes graphisches Merkmal gibt. Solche Zeichen sind durch Erfahrung gewonnen und weitergegeben. Es sind etwa der sog. „Haifischzahn“, der auf Bosheit deuten soll, weiter geschlossene U-Bogen, die „gestützte Nebenrichtung“, die Einrollungen, etwa am a, o usw. – alles Zeichen für Unaufrichtigkeit. Sie sind durch Erfahrung gewonnen, nicht immer durch Erfahrung bestätigt! Für jedes einzelne der Zeichen gibt es ursprünglich – und ausdrucks-gesetzlich nachvollziehbar – eine ganz harmlose Deutung. So fand ich den „Haifischzahn“ oft als Zeichen für Verdrängung, was bei vielen Menschen gewiß zu Bosheit führen mag; die gestützte Nebenrichtung ist häufig Ausdruck von Äußerungshemmung; die Einrollungen sind auch zu finden bei bedauerlicher, aber doch gewiß nicht sittlich negativer Selbsttäuschung. Immer können solche seelischen Störungen auch zu Unaufrichtigkeit führen, sie müssen es aber nicht unbedingt. Und damit ist einer methodischen Deutung jede Berechtigung genommen, selbst wenn sie nur angesetzt wird, wenn vier „Unwahrhaftigkeitszeichen“ zugleich auftreten, wie es gelehrt wird. Auch ein vierfacher Verdacht ist noch kein Beweis!

Nicht anders steht es mit dem „Grundrhythmus“begriff Roda Wiesers, den sie u. a. als Kriterium für Kriminalität herausgestellt hat<sup>13</sup>. Bei der Untersuchung von Verbrecherschriften fand Wieser empirisch im Vergleich zu sonstigen Schriften eine ungewöhnliche Häufung von Schwäche des „Grundrhythmus“ vor. Mit „Grundrhythmus“ bezeichnet sie ein „durchgängiges Wirken eines lebendigen Pulsierens . . ., das die gesamte handschriftliche Bewegungsabfolge einheitlich durchdringt“ (S. 26). Sie will im Grundrhythmus die Möglichkeit sehen, „den rhythmischen Gehalt der Schreibbewegung an und für sich zu erfassen als Ausdruck nur des seelischen Gehalts der schreibenden Person, unabhängig . . . auch von ihrer besonderen charakterlichen Artung“ (S. 20). Ihr „Grundrhythmus“ ist Ausdruck von Stärke oder Schwäche seelischen Gehaltes.

Während nun Wieser sich ganz an die lebensphilosophische Richtung Klages' hält und ausdrücklich betont, daß ihr Wertkriterium „Grundrhythmus“ sich als der „biologische Generalnenner“ für das „gemeine Verbrechen“ erwiesen habe (1. Auflage S. 187; zitiert in der 2. Auflage S. 301), so kommt sie doch im Kapitel „Ausblick“, das sie ihrer zweiten Auflage anfügt, zu der Erkenntnis, daß „Wertmaßstab für wahres Menschsein“ niemals das ist, was einer

<sup>13</sup> Roda Wieser, „Der Verbrecher und seine Handschrift“, Stuttgart 1952, S. 274.



von Geburt mitbekommen hat, „sondern nur, was einer aus dem Verfügbaren macht“. Wieser spricht in ihrem gesamten Werk in bezug auf ihren „biologischen Generalnenner“ Grundrhythmus immer schon unbeabsichtigt eine sittliche Wertung aus, schon dadurch, daß sie in Verbindung damit von „Verbrecher“ und „Kriminalität“ spricht. Wo sie ausdrücklich von sittlichen Werten spricht und die Möglichkeit solcher einem Menschen zugesteht (vgl. „Ausblick“), da gibt sie keine graphologische Deutungsmöglichkeit dafür an. Im übrigen sind nach ihrer Ansicht die sittlichen Möglichkeiten des Menschen an die biologischen Voraussetzungen gebunden. Schließlich kann doch aber auch ein Mensch mit äußerst schwacher biologischer Substanz ein von Grund auf redlicher und lauterer Charakter sein. — Auch Wieser bietet also keine eindeutige Möglichkeit, sittliche Werte methodisch aus der Handschrift zu erfassen.

Einen weiteren Hinweis auf die Möglichkeit sittlicher Wertung in der Schrift erfahren wir in der Arbeit „Das Strichbild“ von Rudolf Pophal<sup>14</sup>. Der Autor will in seinem „Stoff“ des Schreibstriches die Substanz des betreffenden Menschen erfassen und sagt von dieser (S. 3): „Im besonderen glauben wir in ihr das noch ungeprägte seelisch-geistige ‚Kapital‘ der Persönlichkeit sehen zu dürfen, das Potentiell-Mögliche, das dem Individuum auf den Lebensweg mitgegebene seelisch-geistige Gut . . .“ Die seelisch-geistige Substanz soll sich zwar mit ihren Eigenschaften innerhalb gewisser Grenzen ändern können (S. 3), es ist aber doch offensichtlich, daß im Strichbild vorwiegend eine seelische Anlage erfaßt werden soll. (Vgl. auch S. 40. )

Es ist bemerkenswert, daß wie bei Wieser auch bei Pophal eine Betrachtung der Substanz u. U. schon zum Urteil einer „kriminellen Disposition“ führen kann. Dies ist nun bereits eine sittliche Wertung, und da Pophal sich ausdrücklich von den „Biozentrikern“ absetzt und somit keine Verwechslungsmöglichkeit biologischer mit sittlichen Werten besteht (wie bei Klages und Wieser), sollten wir annehmen, daß er in seinen Studien an Kriminellenschriften eine Art „veruntreuten“, „verdorbenen“ Strich erfaßt, wenn er sittlichen Unwert deutet; zumal er darauf hinweist, daß bei Rauschgiftsüchtigen eine Veränderung des Strichbildes zum Negativen eintreten kann, die sich dann bei Heilung der Sucht wieder bessert.

Die für die Graphologie unerläßliche Unterscheidung von anlagsmäßig schwacher seelischer Substanz und „veruntreuter“ seelischer Substanz wird aber leider auch von ihm nicht gemacht, so daß seine an sich so wertvollen Untersuchungen für die praktische Anwendung innerhalb einer beratenden Graphologie nicht zu verwerten sind. Die seltene Möglichkeit, eine größere Menge von Psychopathen-Schriften zu untersuchen und durch genaue Kenntnis der Patienten eine Gegenkontrolle des Ergebnisses zu haben bleibt ungenutzt: Pophal faßt den Begriff Psychopath so weit, daß er zu den (anlagsmäßigen) Psychopathen „die ‚verlorenen Söhne‘, die ‚Verbummelten‘ oder anderweitig sozial Entgleisten . . ., aber auch die sonstwie ‚mangelhaften‘ Charaktere . . ., also

<sup>14</sup> Rudolf Pophal, „Das Strichbild. Zum Form- und Stoffproblem in der Psychologie der Handschrift“, Stuttgart 1950.

etwa die gesinnungslosen Egoisten, die rücksichtslosen Ausbeuter und Geschäftemacher, wie schließlich auch die phantastischen und die kalt berechnenden Lügner und Schwindler“ zählt (S. 39). Gerade aber eine Untersuchung der Schriften echter Psychopathen, die den „schwachen Stoff“ im Extrem aufweisen müssen, hätte geholfen, eine klare Unterscheidung zu ermöglichen<sup>15</sup>. Wir fragen auch hier: findet Pophal eine sittliche Wertung in der Schrift? Nein, denn er sucht sie nicht nur nicht, sondern er lehnt sie ab: „Die Konstatierung ethisch bzw. sozial differenter Eigenschaften in einem Charakter ist nun aber noch durchaus keine Einteilung der Charakterzüge nach ‚Gut‘ und ‚Böse‘, wie einem verbreiteten Vorurteil gegenüber betont werden muß. Zum mindesten die wissenschaftliche Feststellung eines Tatbestandes soll und braucht aber auch keineswegs mit einer moralischen Wertung einherzugehen!“ (S. 25). Soviel ist ohne Zweifel richtig: wenn wir eine „kriminelle Disposition“ bei einem Menschen feststellen, wenn wir aus seiner Schrift „Charakterlosigkeit“, Unzuverlässigkeit, Vertrauensunwürdigkeit, Gesinnungslosigkeit ersehen (dies sind Pophals Deutungen des granulierten Striches), so stellen wir damit zunächst einfach einen Tatbestand fest; falls sich solches wirklich mit Sicherheit angeben läßt<sup>16</sup>, handelt es sich um eine wissenschaftliche Feststellung. Diese soll nicht „mit einer moralischen Wertung einhergehen“. Kann man aber deshalb einen Menschen „rein wissenschaftlich“ gesinnungslos, vertrauensunwürdig usw. nennen, ohne daß damit zugleich etwas sittlich zu Wertendes mit ausgesprochen ist? Kann man hier überhaupt ausschließen, ein sittliches Werturteil implizite mit auszusprechen?

Hier taucht noch einmal die Frage auf, ob es zur Reinerhaltung einer „wertfreien Wissenschaft“ (wie sie z. B. Max Weber immer wieder gefordert hat) notwendig ist, einen Teil der menschlichen Persönlichkeit aus dem Gegenstandsbereich der Graphologie auszuschließen und alle Aussagen zu vermeiden, die ein sittliches Werturteil wesensmäßig implizieren. Dies wäre eine Möglichkeit. Wir sahen immer wieder, daß sie in der graphologischen Deutung keineswegs verwirklicht wird. Die Alternative wäre, auf den Anspruch der „Wertfreiheit“ in einem solchen Sinne bewußt zu verzichten, da der Mensch wesensmäßig kein

<sup>15</sup> Aus eigener Praxis ergab sich folgende Unterscheidungsmöglichkeit von Stricharten:

- a 1) (biologisch) stabil: stabil, dicht, homogen
- a 2) (biologisch) schwach: locker, körnig, brüchig, spröde, schwammig, flach
- b 1) (sittlich) positiv: sauber, filmig, klar, eindeutig
- b 2) (sittlich) negativ-vernachlässigt: fleckig, undurchsichtig, schmierig, sporadisch-unsauber
- b 3) (sittlich) negativ-veruntreut: leblos, schlackig, schlammig, schmutzig, strukturlos, relieflos, ungeprägt.

Diese Stricharten kommen in Parallelkombinationen und Kontrastkombinationen vor. (In die Kategorie b können Elemente physischer Störungen mit eingehen, die abzuheben sind, was offenbar nur intuitiv möglich ist.)

An mehr als 1000 Jugendschriften wurde die besonders wichtige Unterscheidung von „Versager“ aus Schwäche (a 2/b 1) und „Versager“ aus Richtungslosigkeit und ungesteuerter Kraft (a 1/b 2) beobachtet; der „sittlich veruntreute“ Strich (b 3) ist bei Jugendschriften noch nicht vorgekommen. Die Notwendigkeit solcher Unterscheidungen für die beratende Graphologie liegt auf der Hand!

<sup>16</sup> Pophal verweist darauf, zusätzlich die „Unaufrichtigkeitszeichen zur Deutung zu Hilfe zu nehmen.

nur biologisch, sondern auch ein sittlich zu wertendes und folglich kein „wertfreies“ Wesen ist. Der Mensch ist nicht einfach biologisch, sondern nur anthropologisch ganz zu erfassen. In eine anthropologische Erfassung gehen aber sittlich zu wertende Züge mit ein. Nur soviel ist richtig, daß es der Graphologie wie der ganzen Seelenkunde nicht um eine Herausstellung und Erfassung von Werten selber geht (wie der Ethik) oder gar um eine „Aufstellung neuer Wertnormen“, wie man es z. B. im Anschluß an die Untersuchungen von Kinsey gefordert hat<sup>17</sup>. Gegenüber solchen Verwischungen kann man allerdings nicht wachsam genug sein. Eines muß auf jeden Fall vermieden werden: daß man die sittlich wertenden, bereits vorwissenschaftlich geprägten Begriffe verwendet, sie aber als „wertfreie“, mit Sittlichkeit nichts zu tun habende „wissenschaftliche Tatsachenfeststellungen“ deklariert. Gerade dies scheint heute aber der übliche Weg zu sein.

Ist diese Fragestellung einmal klar und in ihrer ganzen Dringlichkeit gesehen worden; ist man sich klar darüber, daß, wenn man in umfassender Weise vom Menschen und seinem Charakter spricht, auch sittlich bewertbare Züge mit eingehen, dann wird die Frage vordringlich, wie man die sittlich bewertbaren Züge in der Handschrift erfaßt. Vor allem muß sowohl der Graphologe als auch der Empfänger eines Gutachtens wissen, ob sittlich Bewertbares aus der Schrift *m e t h o d i s c h* zu erfassen ist wie eine ganze Reihe von Charaktereigenschaften, oder ob sie auf intuitiver Einsicht eines entsprechend begabten Graphologen beruhen. Vorerst spricht noch nichts dafür, daß die „wissenschaftliche“ Graphologie sittlich Bewertbares schon methodisch deuten kann. Dies bleibt scheinbar vorerst noch der „Kunst“ des dafür besonders intuitiv begabten Graphologen überlassen.

---

<sup>17</sup> Vgl. hierzu den Bericht von Helmut Schelsky, „Die Moral der Kinsey-Reporte“, in: Wort und Wahrheit, Juni 1954; vor allem S. 425.